

Trost der moralischen Überlegenheit

ESSAY Als Kind träumte ich von Auschwitz. Heute frage ich mich: Was, wäre ich Deutsche gewesen?

Als Kind hatte ich einen immer wiederkehrenden Traum: Ich bin mit meiner Großmutter in Auschwitz in der Schlange. Während wir uns langsam nach vorne bewegen, wächst meine Angst mit jedem Schritt, denn ich weiß, dass der Moment der Trennung näher rückt. Als wir schließlich vorn sind, schickt ein gesichtsloser Mann mit weiß behandschuhter Hand meine Großmutter nach rechts, mich dagegen nach links. Ich sehe meine Großmutter in eine Zukunft entschwinden, bleibe wie gelähmt zurück. Es war klar, dass sie ausgewählt wurde, um weiterzuleben, während ich als „unwertes Leben“ eingestuft wurde. Im Moment des Todes wachte ich stets auf – schweißgebadet und orientierungslos.

Dieser Traum war eine logische Konsequenz der Gedanken, die mich tagsüber umtrieben. War es ein Wunder, dass meine Großmutter Auschwitz überlebt hatte, so musste sie ein Wunderwesen sein. Dass ich diese Eigenschaft von ihr geerbt hatte, schien mir unwahrscheinlich.

Wäre ich in Auschwitz gewesen, so war ich überzeugt, hätte ich niemals überlebt. Schließlich war ich weder stark noch diszipliniert, konnte Entbehrungen und Erniedrigungen kaum ertragen. Die eherne Standhaftigkeit meiner Großmutter fehlte mir. Ich schloss daraus, dass ich es nicht verdient habe, zu leben. Die einzigen Menschen, die es verdienten, waren welche wie sie, die das Schicksal auserwählt hatte. Im Traum sah ich mich zum Tode verurteilt; einmal erwacht, schien mir die Herausforderung, die mein Jüdischsein mit sich brachte, meine Fähigkeiten zu übersteigen.

Obwohl Auschwitz ein Begriff war, den ich früh gelernt hatte, blieb er in meinem Kopf ohne Bilder oder Fakten lange abstrakt. Auschwitz war der Name einer unsagbaren Hölle, die meine Großmutter durchlaufen hatte. Als Teenager dann, als ich das Holocaust-Museum in Washington besuchte und die Schuhberge, die Fotos mit den abgeschnittenen Leichenteilen sah, musste ich mich übergeben.

Das ist also die Alternative zum Leben, machte ich mir klar. Nicht das vage, ungreifbare Ende, wie ich es in meinen Träumen konzipiert hatte, sondern diese blutbesudelte Widerwärtigkeit. Ich sah mich selbst in diesen Haufen liegen, sah mein wenig Hab und Gut in ihnen, sah meine Beine und Arme, verschränkt mit denen anderer, und mein Körper schien mir dann unendlich verwundbar, ein Körper, der für andere etwas war, was man vollständig entehen und ausmerzen konnte.

In meiner Schule hieß es, der Holocaust sei Teil eines Gewaltmusters, das sich in der Geschichte wiederholt habe und sich auch weiterhin unauflös-

haltsam wiederholen würde. Aber als ich an einem sonnigen Tag zitternd auf den Stufen des Holocaust-Museums saß, war mir plötzlich klar, dass ich damit nicht leben konnte. Mit der Überzeugung, dass ich zu einem Leben der Ausgrenzung und Entfremdung verdammt war, aus dem einzigen Grund der zufälligen Geburt. Das war keine Welt, in die ich hineinwachsen wollte. Aber wer war ich, dass ich entscheiden konnte, wo und wie ich leben wollte? Ich war machtlos.

Als ich Jahre später die Entscheidung traf, jene ultraorthodoxe Gemeinschaft zu verlassen, die Holocaust-Überlebende gegründet hatten, um sich vom Rest der Welt und dem Bösen darin abzuspalten, habe ich unbewusst die Lehren mitgenommen, mit de-



DEBORAH FELDMAN

das Herz bis zum Hals. Männer mit kantigem Kinn und hellen Haaren gingen an mir vorbei – ich sprang reflexartig zur Seite. Dies waren Menschen, wie sie meine Großmutter be-

schrieben hatte, Schurken, wie ich sie von den Schwarz-Weiß-Fotos her kannte. Ich versuchte mir rational einzureden, dass viel Zeit vergangen sei und heute andere Menschen hier lebten, auch wenn sie ihnen äußerlich ähnelten. Aber es fiel mir schwer, dies zu glauben.

In Berlin besuchte ich das Holocaustdenkmal, um Trost zu finden und mich zu vergewissern, dass die deutsche Regierung den Opfern Respekt zollte. Doch als ich Schülerrgruppen sah, die lachend herumspurrten als wäre das ein Betonspielfeld, wurde mir übel. Dieser Ort erschien mir plötzlich wie ein finsterner Plan, Opfer wie meine Großmutter ein weiteres Mal zu entehren, während man gleichzeitig gegenüber der Welt so tat, als würde man ihrer in Ehren gedenken.

Ich kehrte nach Amerika mit der Überzeugung zurück, Deutschland sei genau die verbrannte Erde, vor der man mich zu Hause gewarnt hatte. Aber es war noch etwas anderes passiert: Ich hatte einen gleichen Menschen getroffen. Und dieser Mensch war Deutscher, war genauso so komplex und facettenreich wie ich selbst.

Über ihn lernte ich weitere Deutsche kennen, und auch wenn nicht all diese Begegnungen angenehm waren, entstanden doch Freundschaften, viele Menschen beeindruckten mich mit ihren politischen Überzeugungen und Idealen. Und da ich überzeugt war, nur aus Zufall als Jüdin geboren zu sein, begann ich mich zu fragen, ob es sich mit dem Deutschsein nicht ähnlich verhalte. So entstand eine neue Frage: Was, wenn ich in jener Zeit Deutsche gewesen wäre?

Ich hatte eine neue Version des Auschwitz-Traums. Ich war nicht mehr Teil der Schlange. Sobald ich die vertraute Szene träumte, befand ich mich in einer anderen Rolle, manchmal sogar in der der Uniformierten, niemals aber mehr in jener, die ich als Kind eingenommen hatte. Mein Gehirn schien auf der Frage zu bestehen: Was wäre wenn?

Mir wurde klar, dass sich in der Opferrolle zu befinden zwar schmerzhaft und beängstigend war, aber emotional relativ klar zu verarbeiten. Sobald ich mir vorstellte, in der Szenerie meines Traums Deutsche zu sein, verlor

ich schlagartig den Trost der moralischen Überlegenheit. Ich konnte nicht erfassen, was es bedeutete, in dieser Rolle das Richtige zu tun. Wenn ich schon Zweifel hegte, dass ich stark genug gewesen wäre, um Auschwitz zu überleben, wie konnte ich dann annehmen, dass ich den Mut gehabt hätte, mein Leben zu riskieren, um das Richtige zu tun? Hätte ich das Stehvermögen gehabt, Befehle zu verweigern? Das möchte ich gern glauben. Ich möchte kategorisch behaupten, dass ich mich ausreichend kenne, um sicher zu sein, dass nicht zu den Verfolgern gezählt hätte. Aber da bleibt immer diese eine Prozent Unsicherheit, das letztlich meine Theorie von Gut und Böse über den Haufen wirft.

Aus meinen wechselnden Rollen im Traum habe ich gelernt, dass die Kategorien Gut und Böse nicht taugen. Ich begriff, dass die Welt in einem ständigen Schwanken zwischen den Polen existiert. Alles kann sich jeden Augenblick ändern, und Helden-tum zeigt sich nicht darin, dass man zurückblickt und sich fragt, was man hätte tun können.

In den etwas mehr als zwei Jahren, die ich jetzt in Deutschland lebe, ist mir auch Hass begegnet, oft aber auch der Mut Einzelner, die sich aus historischer Verantwortung heraus diesem Hass entgegenstellen. Es ist die Summe dieser vielen Taten, die mich zu der Überzeugung brachten, dass ich keinen besseren Ort als Deutschland hätte finden können, um mich zu Hause zu fühlen.

Am Freitag war Holocaust-Gedenktag. Die Erinnerung an Auschwitz ist weder allein eine jüdische noch eine deutsche Verantwortung. Auschwitz begreife ich als therapeutische Gelegenheit, die Verletzlichkeit, die beide Seiten traumatisch ererbt haben, miteinander zu teilen. Deshalb plädiere ich dafür, dass wir den Tag nicht als Trennlinie sehen, sondern als gemeinsamen Erbes, das uns miteinander verbindet.

Wir sollten an diesem Tag nicht vergessen, dass es für unsere Freiheit und unsere Art zu leben keine Garantie gibt. Der Hass wird nicht aussterben, nicht hierzulande und auch nirgendwo anders, die Menschen in diesem Land aber werden sich nicht mehr passiv ihrem Schicksal ergeben. Inzwischen habe ich Vertrauen in mich selbst gefunden; eben jenen Glauben, dass auch ich die Kraft meiner Großmutter aufbringen würde und den Mut zur Zivilcourage. Dass diese beiden Kräfte einander bedingen, habe ich in Deutschland gelernt.

Aus dem Englischen: Silke Mertins

Illustration: Éléonore Roedel

Deborah Feldman

geboren 1986, wuchs in der chasidischen Gemeinde in Williamsburg, New York, auf. Ihre Muttersprache ist Jiddisch. Sie ist Autorin des Bestsellers „Unorthodox“, der auf Deutsch 2016 im Secessio Verlag erschien. Ihr nächstes Buch, „Überbitten“, erscheint im Mai. Sie lebt mit ihrem Sohn in Berlin.



BRÜSSLER BLASE

Sadomaso im Plenarsaal

Am Zeitungskiosk des Europaparlaments in Brüssel trifft man viele Abgeordnete. Gleich gegenüber der Members' Bar mit VIP-Service und eigenem Raucherzimmer gibt es hier die neuesten Zeitungen und die auflagenstärksten Bücher. Besonders beliebt scheinen derzeit zwei spezielle Titel zu sein. „How to run the European Parliament“ („Wie man das Europaparlament führt“) wird schon im Schaufenster beworben. Und „Fifty Shades of Grey“ liegt an der Kasse aus, zum Last-minute-Kauf.

Leider möchte niemand verraten, wer dieses Erotikdrama im Tempel der europäischen Demokratie erwirbt. Es könnten natürlich die vielen Praktikantinnen und Assistentinnen sein, die ein wenig Abwechslung von staubtrockenen EU-Richtlinien suchen.

Ein heimliches Faible für Sadomaso darf man auch einigen Europaabgeordneten zuschreiben. Sie haben nämlich Antonio Tajani zu ihrem Präsidenten



Die EU-Parlamentssäule

VON ERIC BONSE

gewählt, den ehemaligen Pressesprecher von Silvio Berlusconi. Der Neue ist aber nicht nur wegen seiner Nähe zu Berlusconi eine Qual. Auch sein Redner Talent lässt zu wünschen übrig. Wer ihm zuhört, muss also ein klein wenig masochistisch veranlagt sein. Für eine relative Mehrheit der Abgeordneten ist das aber kein Problem. Die Unterstützer Tajanis haben genug von Dampfplauderern wie Martin Schulz. Sie lieben es, sich von Tajani in schlechtem Englisch einlullen zu lassen – um hinterher selbst das große Wort zu führen.

Besonders devot geben sich neuerdings die Liberalen. Eigentlich wollten sie ihren Fraktionschef Guy Verhofstadt zum neuen Parlamentspräsidenten küren. Doch der hatte sich erst in flagranti beim politischen Seitengespräch mit der populistischen Fünfsterner-Bewegung von Beppe Grillo erwischen lassen – und dann bereitwillig in die Arme der Konservativen geworfen. Tajani ist für viele Liberale wegen seiner Nähe zu Bunga-Bunga-Berlusconi immer noch kein präsentabler Politiker. Aber Parteifärsen und Machtinstinkt waren stärker, er wurde mithilfe der Liberalen gewählt – ein Akt des politischen Masochismus.

Der Erfolg von „Fifty Shades of Grey“ im Europaparlament ist damit zwar immer noch nicht abschließend erklärt. Dafür erlaubt der zweite Bestseller einen tieferen Blick in die Seele der Abgeordneten. „Ändern Sie Ihr Verhalten, sobald Sie auf Probleme stoßen“, rät die Autorin von „How to run the European Parliament“. Widerstand ist ein Zeichen für mangelnde Flexibilität auf Ihrer Seite“, heißt es weiter. „Dominieren Sie mit Empathie, nicht mit roher Gewalt!“

Druiden

saplatz zum „gefährlichen Ort“ zu erklären, war da gelassener. Isenberg aber ist das anstehende 60. Jubiläum der Weltkultur-erbe-Siedlung offenbar so wichtig, dass er eine Verdrängungspolitik befürwortet, die weder Anzahl noch Probleme der Obdachlosen vom Tiergarten vermindert. Zu Recht kriegt er dafür jetzt massiven Gegenwind.

Mittwochfrüh, ich schüttete gerade den im obdachlosenfreien Supermarkt gekauften Joghurt übers Müsli, meldete das

Küchenradio, dass der neue SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz die soziale Gerechtigkeit in den Mittelpunkt seines Wahlkampfes rücken wolle. Die SPD habe, den Führungsanspruch für diese Themen. „Schulz werde der SPD einen „Energieschub“ verpassen, jubelte Vize Ralf Stegner. Und sprach vom Anspruch, das Land zu führen.

Das Land führen? Eine unglückliche Wortwahl, schon aus historischen Gründen. Aber auch, weil es an den Regierungs-

stil eines Mannes erinnert, der sich vorgenommen hat, sein Land wie eine Immobilienfirma zu führen. Bei Trump ist das natürlich Konzept. Aber warum sagen sie bei der SPD nicht einfach: regieren?

Obwohl: Vielleicht muss wieder mehr geführt und auch abgeführt werden, dachte ich. Zum Beispiel die selbst ernannten Druiden, die am Mittwoch – natürlich auch wieder bei uns in der Gegend – festgenommen wurden. Sie sollen Anschläge auf

Polizisten, Asylsuchende und Juden geplant haben. Reichsbürger-Druiden? Himmel, wie viel Prozent der Bevölkerung hat eigentlich den Boden des Grundgesetzes schon verlassen und bewohnt irgend ein bizarres, vom Internet gefüttertes Paralleluniversum? Und warum wohnen eigentlich alle Irren bei uns im Viertel?

Am Donnerstag enthielt „Kontraste“, dass der Berliner Weihnachtsmarkt-Attentäter Anis Amri offenbar sogar in der

IS-Moschee bei mir um die Ecke gewohnt haben soll. Die Berliner Staatsanwaltschaft hatte die Überwachung des Extremisten eingestellt, mit der Begründung, er habe die Moschee nicht mehr besucht. Musste er ja auch nicht mehr, er war ja schon drin! Nur die Berliner wussten das nicht – weil sie vergessen hatten, Amris Personalbogen mit Erkenntnissen der Kollegen aus Nordrhein-Westfalen zu aktualisieren. Und weil man von der Polizeiwache gegenüber die Moschee fleißig

videüberwachte – leider aber keine Zeit hatte, die Aufnahmen auch auszuwerten.

Am Freitagabend ist bei uns immer Fernsehsessen. Die Kinder schauen Kika, und wenn die Sendung gerade zu blöd ist, blättert nebenher im Comicstapel auf dem Couchtisch. Aber, im Ernst: „Tim in Amerika“? Oder: „Miraculix, der Druiden“? Vielleicht lese ich heute mal, um mich von den Geschehnissen der Woche zu reinigen: „Lucky Luke. Menü mit blauen Bohnen“.

Paralleluniversum